

Schutz unseren Glaubensboten

alle versichern uns ihres eifrigen Gebetes. Wieviel Segen für unser Werk dürfen wir da nicht in Zukunft erhoffen!

Bald nach Weihnachten wurde auf unserer Missionsstation Lourdes ein „Katholisch-afrikanisch-sozialer Kurs“ abgehalten und war von 200 Lehrern besucht. Dabei durfte ich fünf Vorträge über „Verhütung von Krankheiten in den Häusern der Eingeborenen“ halten. Eine aufmerksamere Zuhörerschaft hätte ich mir nicht wünschen können. Zuversichtlich hoffen wir, daß die meisten Lehrer nun wenigstens eine Ahnung von den Elementargrundsätzen der Präventivmedizin haben und diese Ideen auch auszubreiten sich bemühen werden. Alle behandelten Gegenstände fügten sich großartig ineinander. So ist z. B. die Armut die Ursache für einen großen Teil von Krankheiten. Viele Vorträge nun erklärten, wie durch das praktische Genossenschaftssystem die Eingeborenen ihre sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse verbessern könnten. Andere Vorträge lehrten die besten landwirtschaftlichen Methoden zur Erzielung von besseren und abwechslungsreicheren Ernten, Milchwirtschaft, Bienenzucht usw. Die Kenntnis von Gesundheitsregeln unter den Eingeborenen nimmt immer mehr zu. Zu unserer Freude hat unsere katholische Zeitung für Eingeborene, die *Izindaba Zabantu* (in vier Sprachen), dieses Jahr begonnen, eine Artikelreihe über diesen Gegenstand zu veröffentlichen.

Dr. R. F. Mac Murtrie.

Schutz unseren Glaubensboten

In einem großen Missionsrundsreiben (*Rerum ecclesiae gestarum*) empfiehlt Papst Pius XI. die missionsärztliche Tätigkeit ganz besonders als Mittel um die Heiden für Christus zu gewinnen. Der medizinischen Abteilung war darum auch im Jahre 1925 ein ganz besonders weiter Raum bei der vatikanischen Ausstellung in Rom gewidmet. Es war aber auch vor allem die Absicht des Papstes, dadurch die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den so nötigen gesundheitlichen Schutz des Missionspersonals zu lenken. Reiche Ernte hält unter ihm ein früher Tod infolge des Mangels an sachgemäßer ärztlicher Hilfe. In einer indischen Mission muß man schwerranke Missionare oder Schwestern in Tragkörben auf dem Rücken von Männern 3—4 Tage weit über Stock und Stein, auf gebirgigen Pfaden und durch Flüsse tragen lassen, um den nächsten Arzt zu erreichen. Im Innern Afrikas ist das oft noch schlimmer. Von den Gilbert-Inseln schreibt ein Missionar, daß er von den zwei nächstgelegenen Ärzten dringend eine Medizin erbat. Bei den weiten Entfernungen und schlechten Verbindungen traf sie von dem einen nach zweieinhalb, von dem anderen nach achteinhalb

Monaten ein. Wenn man bedenkt, was die lange Studien-, Aus- bildungs- und Vorbereitungszeit kostet, wie schwer und unter welchen Auslagen neues Missionspersonal herbeigeschafft werden muß, wie lange es braucht, bis entstandene Lücken ausgefüllt und andere Kräfte wieder eingelebt sind, dann dürfte es wohl als kein Luxus erscheinen, auch das wertvolle Gesundheitskapital der Missionare durch ärztliche Fürsorge entsprechend zu schützen und sich nicht einfachhin in Gleichmut mit Verlusten abzufinden, als ob sie unvermeidlich wären und notwendig zu dem zu zahlenden Preis des missionarischen Opferlebens gehörten.

Es bedeutet darum eine große und wertvolle Hilfe für das Missions- werk, daß im missionsärztlichen Institut zu Würzburg Ärzte ausgebildet werden, die außer der Arbeit im Dienste des Apostolates sich auch die gesundheitliche Ob Sorge für das Missionspersonal angelegen sein lassen. Die Förderung des Institutes sollte darum die Herzensangelegenheit eines jeden Missionsfreundes sein.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Rappeler Krieg

(Fortsetzung)

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

Die Gnade kämpfte mächtig im Herzen des Zürichers; aber gewaltig auch bäumte sich die Schlange des Stolzes empor und zischte ihm zu: „Edlibach, du als Bettler hier dein Gnadenbrot essen!“ Und er verschloß sein Herz dem guten Engel und sagte spöttisch: „Zu Euch her- überkommen! Binnen vierzehn Tagen würden mich die Züricher gewaffnet heimholen.“ Dann setzte er kalt bei: „Uns Unvermeidliche muß man sich fügen. Zürich wird nun einmal nicht mehr papistisch; so müssen die Waldstätte den neuen Glauben annehmen; sonst geht die Einheit und mit ihr die Freiheit der Schweiz zu Grunde. Lebt wohl! Ich denke, auch Ihr werdet in kurzem so oder so unserer Meinung werden.“

Hiermit reichte der Patrizier dem Bannerherrn die Hand. Doch dieser nahm sie nicht, sondern sagte: „Edlibach, wir sind von heute an geschiedene Leute; schied mir Morgen meinen Sohn zurück.“

„Nicht einmal die Hand zum Abschie- del!“ — rief der Patrizier mit schlecht verhaltenem Zorne. „Bannerherr, dieses Schimpfes will ich gedenken.“ Hastig ver- ließ er das Haus.

Bald ertönte der Hufschlag die Neu- gasse hinab; Edlibach und der Junker ritten Zürich zu. Am Baarer Tore sagte der Säckelmeister: „Junker Frei, schaut Euch dieses Tor gut an; es möchte sein, daß wir bald mit gewaffneter Hand hier einzögen.“

Kolin eilte zu Ammann Toß; dann schloß er sich den Nachmittag in sein Zimmer ein. Seine Tochter hörte ihn unruhigen Schrittes auf und ab gehen. Gegen Abend rief er Hedwig. Sie gingen zusammen nach Sankt Oswald. Unter dem rechten Seitenschiffe der damals schier neuen gotischen Kirche stand ein Gnadenaltar der Mutter Gottes; dort kniete der Bannerherr mit seiner Tochter nieder und betete eine gute Weile. Als er nach Hause kam, war er ganz ruhig. Hedwig saß bei ihm im Zwieltlichte der traulichen Stube und ließ geschickt die Spindel rasche Kreise ziehen. Der Vater jagte über das heutige Gespräch mit Ed- libach nur das eine Wort: „Es hat sich eine tiefe Kluft zwischen uns geöffnet.“ Nach einer Weile fügte er bei: „Komm, sing mir das Lieblingslied deiner seligen Mutter, ehe wir uns zur Ruhe begeben.“ Hedwig holte ihre Harfe herbei und